

Kind aus Maria der Jungfrau. Und auch das kannst du bei den alten, frommen Malern sehen, wie nun die Ruinen von eben nicht mehr dieselben sind. Ein Licht ist in ihnen aufgestrahlt, ein Singen hat sich erhoben. Mensch und Engel fallen sich in die Arme. Der armen alten Welt ist eine neue Kindheit zuteil geworden, und die Ruinen haben nicht das letzte Wort.

Das letzte Wort hat die Liebe, das letzte Wort hat das Leben. Das Kind in der Krippe besagt, daß ein Vater über uns waltet. Gott ist Vater. „Wer Vater ist, ist vor allem Vater“ (Péguy). Vom Menschen, seinem Geschöpf, läßt sich nichts Tieferes und Schöneres aussagen, als daß er sein Kind ist. Wir sind seine Kinder und bleiben es. Wer Kind ist, ist vor allem Kind. Wir nehmen unsere Altersstufen und beruflichen Grade und Unterscheidungen manchmal allzu wichtig. Wir nehmen auch die Einteilungen der Menschheit in Rassen und Völker und Sprachen allzu ernst. All diese Verschiedenheiten ändern nichts an der Grundwahrheit unseres Menschseins, daß wir seine Kinder sind. In den Himmel kommen nur seine Kinder. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Wir sollen gewiß nach seinem eigenen Schöpferauftrag wachsen. Eines Tages, wenn wir „große“ Menschen geworden sind, legt er die Last des Tages und die Verantwortung auf unsere Schultern. Aber wir wollen daraus keine große Geschichte machen. Wir wollen kindhafte Menschen bleiben und uns nicht erhaben dünken über die Kinder, die auf unseren Trümmern spielen. Sie können in manchem unsere Lehrmeister sein. Ihr Anblick soll uns die Hoffnung zurückgeben und ein erstes Lächeln.

Kritik an der Kirche

Von ANTON KOCH S. J.

Vor Jahresfrist kam in Italien ein Buch heraus, das gleich bei seinem Erscheinen die Geister in starke Erregung versetzte. Sein Verfasser war der durch sein temperamentvolles „Leben Jesu“ auch in Deutschland bekannt gewordene Dichter Giovanni Papini, und der Titel des Buches lautete: „Briefe des Papstes Cölestin VI. an die Menschen“¹. Ein Papst Cölestin VI. hat niemals gelebt — der fünfte und bisher letzte Träger dieses Namens war jener heilige Eremit, der um des lieben Friedens willen seine stille Klausur in den Abruzzen mit dem päpstlichen Thron vertauschte, dann aber in der Erkenntnis, daß er weder seiner hohen Stellung noch der verworrenen Lage gewachsen war, schon nach fünf Monaten auf Amt und Würde verzichtete und sein Leben im sicheren Gewahrsam seines Nachfolgers Bonifaz VIII. beschloß. So sind also diese von Papini „erstmals übersetzten und herausgegebenen“ Papstbriefe nur eine Fiktion, aber man muß sagen, eine geniale Fiktion. Denn nun schimmert um diese Sendschreiben an die Menschen seiner Zeit (die sich nur allzu deutlich als unsere Zeit offenbart) ein Hauch

¹ Lettere agli uomini di Papa Celestino VI, per la prima volta tradotte e pubblicate. Firenze, Vallecchi Editore (uns lag das 25. Tausend vor).

von jener Autorität, die der Verfasser sich wünschen mußte, um mit Nachdruck sein flammendes Wort an die ganze Menschheit richten zu können. Und so schreibt denn „Papst Cölestin“ mit wahrhaft apostolischem Freimut an all die Menschenklassen, für die er sich als Stellvertreter Christi auf Erden verantwortlich fühlt: zuerst „an das Volk, das sich das christliche nennt“, dann an die Priester, an die Ordensleute, an die Theologen, an die Reichen, die Armen, an die Führer der Völker, an die Bürger und Untertanen, an die Frauen, die Dichter, die Geschichtschreiber, die Gelehrten, an die getrennten Christen, an die Juden, an jene, die sich von Christus losgesagt haben, an die Gott-losen und schließlich „an alle Menschen“, um das Ganze mit einem langen, feierlichen Gebet zu beschließen.

Was an diesen Mahnbriefen vor allem Anstoß erregte, waren die Sendschreiben an die Priester, Theologen und Ordensleute, in denen Celestino-Papini dem Klerus „seiner Zeit“ ernste Vorhaltungen macht, mit Worten, die um so eindringlicher wirken, da sie nicht in polterndem Tone vorgebracht werden, sondern im allgemeinen den Tonfall eines Vaters und obersten Hirten aller Gläubigen überraschend gut treffen. Dieser Teil der „Briefe“ und der nicht eben gute Ruf, der dem Buch in katholischen Kreisen vorausging, veranlaßte die *Civiltà Cattolica* — die in Rom herausgegebene Zeitschrift der Jesuiten —, sich im Dezemberheft 1946 (S. 369—376) eingehend mit dem Werk Papinis zu befassen. Es geschieht dies in einer ruhigen, streng sachlichen Weise. Der Inhalt der Briefe wird ausgiebig dargelegt, das Berechtigte mancher Klagen zugegeben, Schiefes zurechtgerückt, die gute Absicht und kirchliche Gesinnung des Verfassers anerkannt und ausdrücklich in Schutz genommen — kurz, es wird eine Gegenkritik zu der an der Kirche geübten Kritik jener Papstbriefe geboten, die dem Werk des Dichters gerecht wird, ohne seine Schwächen zu bemänteln.

Nun steht der „Fall Papini“ nicht vereinzelt da. Wie die *Civiltà* bemerkt, gehört das Buch zu einer bestimmten Literaturgattung — „nennen wir sie einmal Alarmrufe“ —, die heute da und dort in katholischen Kreisen häufiger auftritt und sich zum Ziele setzt, „die Geruhsamen und Schlafenden aufzuwecken und die Aufmerksamkeit aller auf die dringende Notwendigkeit einer Erneuerung und Reform als unabweisbares Gebot der Zeit hinzulenken“. Da diese Strömungen und Bestrebungen — nach Jahren eines Katakombenlebens — auch in Deutschland deutlich wahrnehmbar sind, mag es angebracht erscheinen, einmal grundsätzlich und ganz allgemein zu dem Kapitel „Kritik an der Kirche“ Stellung zu nehmen.

Wir haben dabei, um dies sofort klarzustellen, ausschließlich die inner-katholische Kritik im Auge, d. h. eine Kritik, die von Katholiken an der katholischen Kirche geübt wird. Damit ist zugleich gesagt, daß eine Kritik an dem, was göttlich in der Kirche ist, von vornherein ausscheidet. Wer, unter welchem Vorwand auch immer, die von Gott selbst gelegten Grundlagen der Kirche angreift — seien es ihre Dogmen oder ihr von Christus gefügter hierarchischer Aufbau, ihre Sakramente oder ihre unverrückbaren Forde-

rungen auf dem Gebiete der Sittenlehre —, der stellt sich selbst außerhalb der Kirche und hat kein Recht, als gläubiger Katholik an der innerkatholischen Auseinandersetzung um die Kirche teilzunehmen. Da das Göttliche an der Kirche jedem wahren Katholiken unantastbar zu bleiben hat, kommt als Gegenstand der Kritik mithin nur das menschliche Element in der Kirche in Betracht. Und das haben denn auch jene Vorkämpfer einer katholischen Erneuerung heute zweifellos tatsächlich im Auge, wenn sie ihre kritische Stimme bald zu dieser, bald zu jener Erscheinung des kirchlichen Lebens erheben.

Daß es für solche Kritik am Menschlichen in der Kirche, an ihren Vertretern und Einrichtungen immer wieder Anlaß gibt, liegt im Wesen der Kirche begründet, in dem sich Göttliches und Menschliches aufs innigste verbindet². Die Frage ist nur, wie eine Kritik aussehen muß, wenn sie für das Leben der Kirche wirklich aufbauend wirken soll.

Es gibt nämlich wie überall, so auch hier nicht nur eine aufbauende, sondern auch eine niederreißende Kritik. Was diese will und bedeutet, das haben wir in Deutschland aus den Jahren 1933—1945 noch in sehr frischer und bitterer Erinnerung. Doch diese Kritik ging von erklärten Feinden der Kirche aus und bezweckte nichts anderes als ihre Zermürbung und letzten Endes ihre Vernichtung. Einer niederreißenden Kritik an seiner Kirche kann kein echter Katholik Vorschub leisten wollen; es kann ihm, wenn anders er es mit seinem katholischen Bekenntnis ernst meint, immer nur daran gelegen sein, mit seiner Kritik, falls er sie schon für nötig hält, aufbauend zu wirken. So erhebt sich denn die Frage: Welche Voraussetzungen gehören dazu, damit eine Kritik an der Kirche wahrhaft fruchtbar und aufbauend für das Leben der Kirche werde? Die Antwort auf diese Frage soll uns zunächst beschäftigen.

Die erste und unerläßlichste Voraussetzung für eine fruchtbare Kritik ist eine echte Liebe zur Kirche. Wo diese Liebe fehlt, wo sie erloschen ist, dort fehlen die Herztöne des Lebens — und nur Leben zeugt Leben, das allein die etwa vorhandenen Krankheitskeime im Organismus der Kirche zu überwinden vermag. Nur „die Liebe baut auf“ (1 Kor. 8, 1). Wer innerlich oder äußerlich mit der Kirche zerfallen ist, wer lau und abgestanden neben der Kirche oder gegen sie steht, ja wer auch nur aus irgendwelchen Verstimmungen heraus seine inneren Vorbehalte gegen sie im Herzen trägt, hat wenig Aussicht (freilich meist wohl auch gar nicht die Absicht), mit seiner Kritik das Fehlerhafte zu bessern, es sei denn, Gott benützt solche Angriffe, um wieder einmal „auf krummen Linien gerade zu schreiben“ und auch das Übelgemeinte auf Umwegen zum Besten der Kirche zu lenken.

Aber ist es nicht ein innerer Widerspruch, wenn zur Kritik an der Kirche die Liebe zur Kirche gefordert wird? Wie kann man lieben, was man tadelt,

² Vgl. dazu den Beitrag „Die Kirche der Sünder“ im 9. Heft (S. 163—177) des letzten Jahrgangs (Bd. 140) dieser Zeitschrift. Der Aufsatz gab, wie nachträglich bemerkt sei, einen Vortrag wieder, der Pfingsten 1946 vor Akademikern gehalten wurde.

was man bekämpft? Die Antwort ist leicht. Jede Mutter, die ihr Kind zur Rede stellt, weiß, wie beides — Liebe und Tadel — sich wohl miteinander verträgt, ja auseinander hervorgeht. Es ist die eifernde Liebe, die sich im Tadel offenbart. Dem Bilde, das die Mutter von ihrem Kinde liebend im Herzen trägt — nämlich wie es sein soll —, steht das Bild gegenüber, das ihr Kind ihr tatsächlich bietet, z. B. im Augenblick des Ungehorsams oder der Lüge. Und aus der Wahrnehmung des Mißverhältnisses zwischen Sollen und Sein im Kinde entspringt der Tadel, der nichts anderes bezweckt, als das Sein dem Sollen anzugleichen.

Ähnlich ergeht es dem Gläubigen, der seine Kirche liebt, nur daß er sich der Kirche gegenüber umgekehrt als Kind vor seiner Mutter fühlt. Er weiß aus dem Glauben, was die Kirche nach Christi Absicht und Willen sein soll; er sieht zugleich das Versagen so mancher ihrer Glieder, das Versickern so mancher Lebensquelle, sieht Verfall und Verwüstung an heiliger Stätte — auch das hat es in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche schon gegeben. Darum erhebt die Liebe ihre Stimme um des Göttlichen der Kirche willen gegen das unzulänglich Menschliche in ihr, um die kranken Glieder zu heilen, die Quellen zu retten, dem Verderben Einhalt zu tun. Solche Liebe kann alle Sprachen des Eifers sprechen, sie kann zürnen, kann klagen, kann streiten und strafen, sie kann bestürmen, beschwören — nur eines kann sie nicht: die Kirche verleugnen, das Göttliche in ihr über dem Menschlichen vergessen, sich selbstgerecht und mit Abscheu von ihr trennen. Der gläubige Katholik verharret bei aller Kritik an der Kirche in der Haltung des Kindes vor ihr: in Ehrfurcht und dankbarer Liebe, in Hingabe und Gehorsam, in unerschütterlicher Treue — trotz allem. So haben es die Heiligen und alle wahren Reformer der Kirche gehalten; so hält es jeder, der es mit seinem katholischen Bekenntnis ehrlich meint.

Es ist dies ein Punkt, den ein Außenstehender meist nur schwer versteht. Nur wer da weiß, was die Kirche dem Gläubigen ist: Mutter und Lebensspenderin vom Tauftag bis zum Tag des Eintritts in Gottes ewiges Reich, einzig erkorene Braut Christi und Hüterin seines Erbes in Lehre und Gnadenkräften, heilsnotwendig für alle Völker und unzerstörbar bis an das Ende der Zeiten — nur wer diesen Glauben an die Kirche lebendig im Herzen trägt, kann ermessen, wie der reinste Eifer für diese Kirche gerade aus der treuesten Liebe zu ihr entspringt; wie also Kritik an ihr, von diesem Geiste getragen, keine Absage an sie bedeutet, sondern nur um so inniger mit ihr vereint.

Die zweite Voraussetzung für eine rechte und fruchtbare Kritik an der Kirche ist echter, mannhafter Freimut. Dieser Freimut war noch immer ein auszeichnendes Kennzeichen derer, die mit ihrer Kritik zum Wohl der Kirche beigetragen haben, angefangen von einem Apostel Paulus, der seinem Mitapostel Petrus, dem „Felsenmann“ und unbestrittenen Oberhaupt der jungen Kirche, „ins Angesicht widerstand“ (Gal 2, 11), um ihn von einer abwegigen

Unterscheidung zwischen Juden- und Heidenchristen abzubringen, bis zu den großen Erneuerergestalten des Mittelalters und der Neuzeit, die, ob gelegen oder ungelegen (2 Tim 4, 2) — zumeist wohl ungelegen, da offene Kritik selten „gelegentlich“ kommt — der Kirche ihrer Zeit ins Gewissen redeten, dem Klerus bis hinauf zum Papst wie den Laien bis hinan zum gekrönten Haupt auf Königs- und Kaiserthronen. Man denke nur an das Buch „Zur Beherrschung“ (De consideratione), das ein heiliger Bernhard von Clairvaux seinem geistlichen Sohne Papst Eugen III. widmete, oder an das Wirken der geistesgewaltigen und noch herzensgewaltigeren heiligen Katharina von Siena!

Schon diese wenigen Beispiele zeigen zugleich, daß es dabei nicht in erster Linie auf den Standort in der kirchlichen Hierarchie ankommt, sondern daß in der Kirche Gottes jeder Kritik üben darf, der die nötigen, allerdings nicht geringen Voraussetzungen mitbringt, von denen wir eben sprechen. Die meisten der großen Reformer waren tatsächlich, von der hierarchischen Stellung der Kirche aus gesehen, „Außenseiter“, die nicht durch das Gewicht ihres Amtes, sondern durch die Macht der Persönlichkeit Großes in der Kirche wirkten. Übrigens sehen wir auch hier wie auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens von Anfang an zwei Strömungen in der Kirche, die nicht eigentlich nebeneinander herlaufen, sondern vielmehr ständig aufeinander und ineinander wirken: eine amtsgebundene Tätigkeit und eine nicht an das Amt gebundene Wirkungsweise, jene befestigend und das Wachsende bewahrend, diese befeuernd und das Gewordene immer wieder erneuernd. So gibt es in der Kirche auch heute (dem Laien zumeist wenig in die Augen fallend) eine ununterbrochene innerkatholische Kritik „von Amts wegen“, die beim Pfarrer und Dekan anfängt und über die bischöfliche Visitation bis hinauf zu den „limina Apostolorum“ reicht, wenn der Bischof in fest bestimmten Zeitabständen seine vorgeschriebene Romreise macht und über die Zustände in seinem Sprengel nach einem sehr eingehenden Formular dem Oberhaupt der Kirche persönlich Bericht erstattet. Daneben aber gab und gibt es jederzeit in der Kirche auch eine nichtamtliche Kritik, die naturgemäß besonders dann an Umfang und Bedeutung gewinnt, wenn die Wirrsal der Zeit wächst oder wenn die Umsicht und durchgreifende Kraft der amtlichen Stellen abnimmt, wie dies z. B. zur Zeit der unseligen Glaubensspaltung der Fall war. Wären damals beide Teile, die Kritiker an der Kirche wie jene, an die ihr Wort gerichtet war, auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden, so hätte der ungeheure Kampf der Geister nicht mit einer Glaubensspaltung geendet, an deren Folgen die ganze Christenheit noch heute leidet, sondern mit einer Glaubenserneuerung, die der Geschichte wohl der ganzen Menschheit ein völlig anderes Gesicht gegeben hätte.

Nun wird man vielleicht sagen, Freimut sei wie bei jeder Kritik, so auch bei der Kritik an der Kirche doch etwas Selbstverständliches und darum kaum der Erwähnung wert. Aber wir sprachen oben nicht ohne Absicht vom „echten“ Freimut. Daß dieser doch nicht ganz so selbstverständlich ist, wie man meinen könnte, zeigen einige Formen der Kritik, die mit dieser Art

von Freimut wenig oder nichts zu tun haben. Da ist einmal die anonyme Kritik, die nicht den Mut besitzt, für ihre Aussetzungen und Forderungen auch mit der eigenen Person einzutreten. Daß ein solches Vorgehen sich von vornherein in ein schiefes Licht setzt und schwerlich zum Erfolg führt, ist klar. Und doch ist solche anonyme Kritik, wie die Erfahrung lehrt, anscheinend auch in der Kirche ebenso unsterblich wie die Geisteshaltung, aus der sie hervorgeht. Neben ihr steht eine andere Form, die kaum mehr Freimut für sich in Anspruch nehmen kann als die eben geschilderte: die Flüsterkritik. Sie geht oft weithin von Mund zu Mund, nur hütet sie sich, die Ohren zu erreichen, für die sie eigentlich bestimmt ist, nämlich jene Stellen, die der Sache auf den Grund gehen und Abhilfe schaffen könnten. Wer etwas Erfahrung hat, kann davon erzählen, wieviel Kritik auch in katholischen Kreisen hinter dem Rücken herumgeboten wird, bis endlich einmal — und das oft nur durch Zufall — wenigstens ein Bruchteil davon zur Kenntnis desjenigen gelangt, an dem sie geübt wird oder dessen Aufgabe es wäre, nach dem Rechten zu sehen. Es wäre zweifellos schon viel gewonnen, wenn jeder Kritiker es sich zur unverbrüchlichen Richtschnur machen wollte, hinter dem Rücken eines anderen nichts zu sagen, was er ihm nicht auch ins Angesicht zu sagen den Mut hat. Jedenfalls käme es so niemals zu jener häßlichsten Art der Kritik, die darin besteht, daß man in Abwesenheit des Opfers verurteilt, was man „ins Angesicht hinein“ lobt.

Edler, männlicher Freimut in der Auseinandersetzung um die Kirche ist mithin durchaus nicht selbstverständlich, sondern ein Ziel, das zu seiner Verwirklichung hohe sittliche Reife und starke innere Überzeugung verlangt. Daß solcher Freimut auch von der Gegenseite einiges fordert, wird später zur Sprache kommen. Hier nur noch eines, was abschließend hierher gehört. Wie man Menschen begegnen kann, die sich für ungemein leutselig halten, weil sie ihre Mitmenschen gerne necken, die aber in dem gleichen Augenblick, wo ihnen von andern dasselbe geschieht, ob solcher Kühnheit zu Stein erstarren, so gibt es auch Menschen, die sehr für freimütige Kritik sind, solange sie von ihnen selbst an anderen geübt wird, die sich aber äußerst empfindlich zeigen, sobald sich die angegriffene Seite den gleichen Freimut ihnen gegenüber erlaubt. Wer andere neckt, soll andere necken lassen, und wer andere freimütig kritisiert, muß auch für Gegenkritik offen sein.

So unerläßlich von Liebe diktiert Freimut für eine fruchtbare Kritik an der Kirche ist, noch wichtiger ist eine dritte Voraussetzung: die Gerechtigkeit. Unsachliche, ungerechte Kritik ist nicht nur in sich unberechtigt, sondern schadet auch der guten Sache weit mehr, als sie nützt. Jede Kritik ruft naturgemäß die Abwehr der Gegenseite auf den Plan. Hat sie darum schon dann einen schweren Stand, wenn sie sich im vollen Recht befindet, so wird ihre Sache nur zu leicht unhaltbar, wenn sie über das Ziel hinausschießt und sich Blößen gibt, die der Gegenkritik eine willkommene Angriffsfläche

bieten. Und doch steht Kritik fast immer in Gefahr, die Forderungen der Gerechtigkeit zu übersehen; denn sie geht aus dem Eifer für das Gute hervor, und selten ist dieser Eifer so abgeklärt und beherrscht, daß er nicht dann und wann, vielleicht in bester Absicht, über die Stränge schlägt. Es braucht daher ein nicht geringes Maß von Selbstzucht und Verantwortungsbewußtsein, wenn die Schäden vermieden werden sollen, die einer aufbauenden Kritik aus Verstößen gegen die Gerechtigkeit erwachsen können.

Der verbreitetste Fehler auf diesem Gebiet ist wohl die ungerechtfertigte Verallgemeinerung einzelner Tatsachen und Beobachtungen. Nichts ist häufiger als der falsche Schluß von einigen Fällen des Versagens auf das Ganze eines Standes oder einer Einrichtung; aber nichts ist auch einer günstigen Wirkung der Kritik abträglicher als jedes summarische Verfahren dieser Art. Der Laie empfindet es sicher als Unrecht, wenn ein Prediger in unerleuchtetem Eifer ohne hinreichenden Grund eine ganze Menschengruppe oder Geistesrichtung in Bausch und Bogen verurteilt; er handelt aber selbst nicht weniger ungerecht, wenn er auf Grund einiger ungünstiger Beobachtungen an Geistlichen — und wären es auch zwanzig oder dreißig, was gewiß im allgemeinen eine sehr hohe Zahl von Erlebnissen als Grundlage eines Laienurteils bedeuten würde —, wenn er deshalb nun seinerseits eine negative Kritik über „den“ Klerus als solchen abgeben zu dürfen glaubt.

Ein anderer oft zu beobachtender Fehler der Kritik ist das voreilige Aburteilen über Tatbestände ohne genügende Kenntnis ihrer Hintergründe und Zusammenhänge. Der Priester erlebt in seinem Beruf immer wieder, wie berechtigt die Warnung des Herrn vor allem voreiligen Richten über andere ist, und das führt ihn — wenn anders er sein Amt recht auffaßt und ausübt — zu wachsender Vorsicht und Zurückhaltung im Urteil über Tun und Lassen des Nebenmenschen. Mindestens die gleiche Zurückhaltung und Sorgfalt in der Prüfung der Einzelheiten vor der Abgabe eines Urteils sollte sich aber auch der Laie zum Grundsatz machen, wenn er am Klerus im ganzen oder an einzelnen seiner Vertreter Kritik übt, zumal wenn es sich dabei um Urteile allgemeiner Art handelt. Es gibt wohl keinen Stand, der von außen her schwerer zu beurteilen ist als der Priesterstand. Dichter haben doch gewiß schon erstaunliche Proben der Einfühlungsgabe in Welten gegeben, die ihnen an sich fremd waren, aber die Welt des Priesters zu ergründen und ohne Verzeichnung darzustellen, ist kaum einem gelungen, wenn er nicht selbst Priester und Dichter in einer Person war. Es ist eben das Priestertum in gewissem Sinn eine „Welt für sich“, die darum auch für eine Kritik aus den eigenen Reihen weit eher zugänglich ist als für eine Beeinflussung von außen her, selbst wenn diese in der besten Absicht versucht wird.

Auch dies ist wohl schon gegen die volle Gerechtigkeit, wenn der Segen der Kritik sich mit einer gewissen Einseitigkeit über den Klerus allein oder doch mit Vorzug über ihn ergießt, als gäbe es in der Laienwelt nicht ebenfalls genug Ansatzpunkte zu Selbstprüfung und Erneuerung. Papini hat zwar, wie

man aus der eingangs gegebenen Inhaltsübersicht ersieht, diese Klippe vermieden, aber man hat doch mit Recht gefragt, weshalb er dem Klerus nicht weniger als drei ausgiebige Papstbriefe widmet, während er z. B. die schweren Verirrungen der Vertreter einer gottfernen Philosophie, die doch so viel zur unheilvollen Entwicklung der letzten Jahrhunderte beigetragen haben, überhaupt nicht besonders erwähnt. Diese Einseitigkeit hat, wenigstens bei Papini und anderen durchaus kirchlich gesinnten Kritikern, ihren Grund in einer Auffassung vom klerikalen Stand, die für diesen wie für die Kritiker selbst an sich gewiß ehrenvoll ist, die aber doch in mehr als einer Hinsicht einer Richtigstellung bedarf. Wäre der Klerus — so etwa ist der Gedanken-gang — so heilig, wie er seiner Bestimmung nach sein sollte, dann stünde es um die ganze Kirche gut, dann würde auch die Laienwelt, von solch heiliger Glut erfaßt, den Weg zu Gott leicht und sicher finden. Nun hat der alte Satz „Wie der Hirt, so die Herde“ gewiß auch heute noch nichts von seinem Wahrheitsgehalt eingebüßt, aber wir sehen doch heute klarer als in früheren Zeiten, daß auch der Priester ein „Kind seiner Zeit“ ist, daß er denselben Hemmungen, Schwierigkeiten, Anfechtungen und Gefährdungen ausgesetzt ist wie jeder Gläubige um ihn. Dies ist so wahr, daß mit fast ebensoviel Recht auch die Umkehrung des Satzes gilt: „Wie die Herde, so der Hirt“. Wenige der Gläubigen werden sich wohl schon Gedanken darüber gemacht haben, wie stark ihr eigenes Verhalten auf den Priester in ihrer Mitte zurückwirkt: was sie von ihm verlangen und nicht verlangen, was sie ihm entgegenbringen und was nicht, was sie ihm (denn auch er war ja einmal jung) von Haus aus mitgaben oder nicht, was die Zeit, die Umwelt ihm an Stütze für sein Priestersein bietet und was nicht.

Dazu kommt ein Zweites, was bei allzu hochgespannten Forderungen leicht übersehen wird: das Gesetz der Mitte, dem auch der Klerus untersteht. „Nicht über ein Verderbnis eurerseits beklage ich mich“, läßt Papini Papst Cölestin an die Priester schreiben (denn er weiß, daß ihr Leben „heute um vieles makelloser ist als in früheren Zeiten“), „ich beklage mich vielmehr über eure Mittelmäßigkeit.“ Und kurz darauf: „Der furchtbarste Mangel unserer heutigen Zeit ist der Mangel an Heiligen.“ So sehr man diese Klagen ehren und verstehen kann, so wenig man die Mittelmäßigkeit als sittliche Haltung beim Klerus (und ganz allgemein) verteidigen wird, die Tatsache wird dadurch nicht aufgehoben, daß das Gesetz des Mittelmaßes auch in der Kirche gilt, ein Gesetz, das die ganze sichtbare Schöpfung durchzieht und das offenbar auch in der Ordnung der Gnade nicht einfachhin aufgehoben ist. Das Gesetz besagt, daß die mittleren Werte eines bestimmten Bereichs das Normale sind und daß Abweichungen nach oben (und unten) um so seltener auftreten, je mehr sie sich von der mittleren Größenordnung entfernen. Große Heilige werden selten gewährt (vergessen wir doch nicht, daß Heiligkeit nicht nur Sache des Menschen, sondern, sogar in erster Linie, ein freies Gnadengeschenk Gottes ist); die Kirche muß vielmehr ihre Aufgaben im allgemeinen mit einem Durchschnittsmaß an Kräften bewältigen, das zu heben

wohl stets in ihrer Absicht, aber nicht einfachhin in ihrer Macht liegt. So muß der einzelne Priester, entgegen aller Schwere der Natur, sich zeitlebens um Vervollkommnung bemühen, muß die Mittelmäßigkeit (im Sinne eines bequemen Ausgleichs mit sich und der Welt) bekämpfen, ohne doch das Gesetz des Mittelmaßes in der Zuteilung der Talente aufheben zu können. In wievielen Stunden der Betrachtung und Einkehr sich so mancher „mittelmäßige“ Priester schon an dieser Spannung zwischen Sein und Sollen wundgerieben hat — wer mag das sagen?

Und was soll der Priester heute nicht alles sein! Ein würdiger Liturge, ein guter Sänger, Prediger und Vereinsredner, ein echter Seelsorger, der Kinder, Jugend, Männer, Frauen, Verheiratete und Unverheiratete mit gleicher Liebe und gleichem Geschick betreut, ein Krankenfreund und Armenvater, ein tüchtiger Verwalter und Organisator, vielleicht im Nebenberuf noch Baumeister oder Ökonom, gebildet, gesellig, kunstverständlich und belesen — die Aufzählung ist ohne Gewähr der Vollständigkeit —, dazu noch und vor allem ein wahrer Geistesmann, ein vorbildlicher Beter, ein kundiger Beichtvater und Seelenführer. An welchen Stand — als Stand genommen — stellt man sonst noch Forderungen auch nur annähernd ähnlich vielseitiger Art? Und wer wird so rasch, so herb, so nachhaltig (und manchmal leider auch so leichtfertig und kleinlich) beurteilt wie der fast ununterbrochen der Öffentlichkeit ausgesetzte Priester? Ist nicht auch hier ein Punkt berührt, an dem in der Laienwelt einmal mit Nutzen eine „Kritik an der Kritik“ einsetzen könnte? Kommt man nicht allmählich, wenn auch ganz unbewußt und in guter Absicht, dazu, Übermenschliches vom Priester zu erwarten? Kein Wunder, wenn man dann feststellen muß, daß auch er als Mensch wie jeder andere seine Grenzen hat.

Aber gesetzt auch den Fall, die Kirche hätte einen ganz hochstehenden Klerus und es bestünde jener beklagte „Mangel an Heiligen“ unter den Priestern nicht (vielleicht wird uns später einmal kund, daß dieser Mangel kleiner war, als man meinte), wäre damit allein die „Krise der Kirche“ — um mit Kardinal Salièges zu sprechen (vgl. Bd. 139 dieser Zeitschrift, S. 157) — schon behoben? Wir glauben es nicht. Auch der Heilige zwingt niemand zum Heiligwerden, sonst hätte der Heiligste der Heiligen, als er auf Erden lebte, sein Volk gewinnen müssen, was keineswegs geschah. Es ist schon so, wie vor kurzem ein durchaus nicht etwa verbitterter, aber wirklichkeitsoffener Großstadtseelsorger es ausgedrückt hat: „Es gibt Gemeinden, vor deren Augen ein Pfarrer den Martertod sterben könnte — sie würden ihn ruhig sterben lassen und begraben und dabei denken: Gott sei Dank, vor dem haben wir jetzt endlich Ruhe!“

Je mehr die Kritik die hier kurz aufgezählten Fehler — Verallgemeinerung, Voreiligkeit, Einseitigkeit des Urteils und Überspitztheit der Forderungen und Erwartungen — meidet, je mehr sie sich mit einem Wort bemüht, gerecht zu sein, um so eher hat sie Aussicht, auf der Gegenseite Verständnis und Entgegenkommen für ihre berechtigten Anliegen zu finden.

Freilich braucht sie außer der Gerechtigkeit noch eine weitere Eigenschaft, wenn sie ihr Ziel mit möglichster Sicherheit erreichen will: die Klugheit. Aufgabe der Klugheit ist es ganz allgemein, unter Berücksichtigung aller Umstände jene Mittel ausfindig zu machen, die am ehesten zum Ziele führen — hier also zur Behebung bestehender Mißstände. Wem es nur darauf ankommt, seinem Ärger oder seiner Enttäuschung über dies oder jenes Luft zu machen, der kann natürlich auf Klugheit verzichten; wem es aber um das Wohl der Kirche heilig ernst ist, der wird sich manche Frage stellen, die ihm nur eine echt christliche Klugheit richtig beantwortet. Es ist für den Erfolg durchaus nicht gleichgültig, sondern oft geradezu entscheidend, welcher Zeitpunkt für die Kritik gewählt wird, vor wem und von wem sie vorgetragen, an wen sie gerichtet wird, in welcher Form, in welchem Ausmaß dies geschieht. Hier können Kleinigkeiten, klug beachtet, Wunder wirken; es können aber auch Kleinigkeiten, unklug behandelt, vieles verderben. Umsicht und Takt haben noch niemals geschadet, auch bei notwendiger Kritik, wohl aber Taktlosigkeit, Formfehler und andere Verstöße gegen Umsicht und Vernunft.

Das Gebot der Klugheit verpflichtet wie jenes der Gerechtigkeit in besonderem Maße, wenn die Kritik sich an die breite Öffentlichkeit wendet. Ein Schriftsteller, dessen Wort zu Zehntausenden, ja Hunderttausenden dringt, hat heute eine Wirkungsmöglichkeit, wie sie von keinem Kanzelredner in der Kirche erreicht wird. Dieses Maß der Macht steigert auch das Maß der Verantwortung und damit die Pflicht, Umfang, Inhalt und Form der Kritik doppelt eindringlich und umsichtig zu überlegen. Das Urteil darüber, was im Einzelfall möglich, was eben noch erträglich, was schädlich ist, wird freilich von Mensch zu Mensch, von Land zu Land verschieden sein — so kann die innerkatholische Auseinandersetzung in einem „Einfamilienhaus“, wie es Italien trotz aller geistigen Zerrissenheit glaubensmäßig immer noch ist, sicher in mancher Hinsicht unbesorgter in der Öffentlichkeit geführt werden als in Deutschland, wo in dem einen Wohnhaus recht verschiedene Parteien zusammenhausen und achtgeben, was in der Nebenwohnung vor sich geht.

Soll nun die Kritik unter einem Übermaß von Vor- und Rücksichten aller Art ganz erstickt werden? Gewiß nicht, aber wer sich in seiner Kritik von dem schönen Leitsatz eines heiligen Ambrosius führen läßt „Nicht Sieger sein wollen, sondern Arzt!“³, der wird sich auch wie ein guter, umsichtiger Arzt überlegen, ob er hier und jetzt zum Wundmesser oder lieber zu einer inneren Behandlung greift, ob ein sofortiger Eingriff geboten erscheint oder ob es rätlicher ist, noch einige Zeit abzuwarten, ob nicht die gesunden Kräfte des Organismus sich selber helfen. Es ist ja bei der katholischen Kirche nicht so, als wäre Kritik das einzige Mittel zur Heilung etwaiger Gebrechen. Es gibt in ihr noch manche andere Möglichkeiten, von denen die meisten weit linder, aber nicht weniger kräftig wirken — wie Gebet und verborgene Buße heroischer Seelen, Taten der Liebe und ein vorbildliches Leben.

³ De fide 2, 11 (ML 16, 579).

Darum trägt echt katholische Kritik an der Kirche noch ein letztes Zeichen an sich, das ihr nicht fehlen darf, wenn sie auf Segen rechnen will: die Demut. Albert v. Ruville hat nach seiner Konversion ein Buch geschrieben: „Das Zeichen des echten Ringes“, in dem er geistvoll den Nachweis erbringt, wie die Demut es ist, die den ganzen Bau der Kirche trägt und in allen Lebensbereichen zusammenhält. Sie ist es, die auch in der Kritik für die Echtheit des Anliegens bürgt und ihm gegen alle Widerstände ruhig, aber sicher zum Sieg verhilft. Hochmut stößt ab und verdirbt den guten Ansatz, Demut gewinnt.

Zur Zeit des heiligen Philipp Neri erschien in Rom ein schlichtes Mädchen namens Ursula Benincasa und verlangte den Papst zu sprechen. Sie behauptete, im inneren Gebet ganz bestimmte Aufträge an ihn erhalten zu haben, die die Reform der Kirche betrafen. Papst Gregor XIII. wies sie nicht ab, sondern übergab die Angelegenheit einem Ausschuß zur Prüfung, in den außer einigen Kardinälen auch Philipp Neri berufen wurde. Dieser, als Seelenkenner hochgeschätzt und vielfach bewährt, sollte bei der Seherin die Echtheit und Glaubwürdigkeit der inneren Einsprachen untersuchen. Er tat dies auf seine Weise: er verdemütigte sie nach jeder Richtung, schalt sie aus, drohte mit kirchlichen Strafen, verbot ihr alle frommen Übungen und ließ sie mit niedrigen Arbeiten aller Art so überhäufen, daß sie unter der Last fast zusammenbrach. Die hart Geprüfte nahm alles ohne Widerrede hin, mit dem schlichten Bemerken, sie habe nichts Besseres verdient; an der Echtheit ihres Auftrags aber hielt sie fest. Sieben Monate lang prüfte der Heilige sie in diesem Feuerofen der Erniedrigung, bis er ihr auf dem Höhepunkt eines neuen, künstlich herbeigeführten Auftritts drohte, er werde sie bei ihrer Verstocktheit noch vor die Inquisition bringen. „Ich bin bereit“, war ihre Antwort, „bis in den Tod gehorsam zu sein.“ Da wußte Philipp, was er wissen wollte. Er trat nun vor dem Papst für die Echtheit ihrer Tugend ein, und dieser nahm willig die Botschaft entgegen, die das einfache Mädchen ihm, dem Oberhaupt der Kirche, im höheren Auftrag überbrachte. Die Demut hatte gesiegt.

Nicht immer wird die Demut auf eine so harte Probe gestellt werden wie in diesem Fall, aber Gelegenheit zu ihrer Betätigung wird sich wohl immer bieten, wo offene Kritik geübt wird. Dafür sorgt im allgemeinen schon der Widerstand, den die von der Kritik betroffene Gegenseite mit Recht oder Unrecht, oder, wie es nicht selten sein wird, in einer Mischung von Recht und Unrecht den Bemühungen um Erneuerung entgegensetzt (man denke nur etwa an die aus der Geschichte bekannten, langdauernden und wechsellvollen Kämpfe bei Reformen innerhalb kirchlicher Orden). Und da gewöhnlich auch die Kritik ihre Fehler macht und selten jene Voraussetzungen allseitig erfüllt, wie sie hier als ideale Forderungen geschildert wurden, werden immer wieder Stunden innerer Belastung und Anfechtung eintreten, die nur aufrichtige Demut siegreich übersteht, unter Opfern, die dem verfochtenen Anliegen vielleicht ebenso und noch mehr nützen als die Kritik selbst.

Wir haben bisher nur von jenen Voraussetzungen gesprochen, die für eine aufbauende und erfolgreiche Kritik an der Kirche von besonderer Wichtig-

keit sind. Unsere Darstellung wäre aber unvollständig, wenn sie nicht auch die von der Kritik betroffene Gegenseite in den Kreis der Betrachtung zöge. Auch diese muß nämlich gewisse Bedingungen erfüllen, die ein fruchtbares Gespräch überhaupt erst ermöglichen und, unter günstigen Umständen, zu einem befriedigenden Ende führen lassen. Welche Voraussetzungen, so fragen wir darum an zweiter Stelle, muß die Gegenseite mitbringen, wenn das Wort der Kritik nicht ins Leere verhallen, sondern für die Erneuerung der Kirche wahrhaft fruchtbar werden soll?

Die erste Voraussetzung, die hier genannt werden muß, berührt sich aufs engste mit jener, die eben als die letzte auf seiten der Kritik gefordert wurde. Es ist eine gewisse Offenheit für Kritik, eine Empfänglichkeit dafür, wie sie nur aus einer wahren christlichen Demut entspringt. Wo diese Grundhaltung fehlt, wird jedes noch so berechtigte Wort der Kritik auf unfruchtbaren Boden fallen.

Nie wurde in der religiösen Geschichte der Menschheit eine Kritik geübt, die so schneidend, aber zugleich auch so berechtigt und allseitig gerecht gewesen wäre wie jene, zu der sich Christus der Herr den religiösen Führern seines Volkes gegenüber genötigt sah. Und doch war ihr kein Erfolg beschieden, weil jene Schichten sich von Anfang an aus einem Gefühl unantastbarer Überlegenheit heraus jeder Mahnung zum Umdenken stolz verschlossen. Sie haben es mit dieser ihrer Einstellung Christus unmöglich gemacht, seine Sendung an und in seinem Volk zu erfüllen; sie haben es durch ihr Verhalten verschuldet, daß sich der Herr in entscheidender Stunde, von der das Evangelium (Matth. 16) berichtet, von ihnen und seinem Volke lossagte und „seine“ Kirche gründete, eine neue Gemeinschaft, der er — entgegen dem religiösen Stolz der Pharisäer — als eines ihrer Kennzeichen, als sein Vermächtnis und als Grundlage ihres Bestandes hin durch die Zeiten gerade jenen Grundzug der Demut mitgab, zu der er nicht ohne die weiseste Absicht das erste Oberhaupt der Kirche, aber auch seine Apostel und Jünger insgesamt mit solch beharrlicher Bemühung erzog.

Je mehr in der Kirche dieser Geist der Demut, der sie von ihrem göttlichen Stifter her durchwaltet, lebendig ist und bleibt, um so besser ist es um sie bestellt. Dies gilt es vor allem dann im Auge zu behalten, wenn Stimmen laut werden, die aus aufrichtiger Sorge um das Wohl der Kirche auf Schäden im Hause Gottes aufmerksam machen und den Ruf nach Erneuerung erheben.

Schon die Selbsterkenntnis, nach einem alten Wort der erste Schritt zur Besserung, oder das Eingeständnis vorhandener Schwächen und Schäden vor sich selbst ist ohne diese aus der Demut entspringende Offenheit nicht möglich. Und doch gelten die Worte zu Recht, die „Papst Cölestin“ (Papini S. 264) mit dem Freimut eines Bußpredigers gelegentlich — diesmal nicht an den Klerus gewandt — ausspricht: „Das erste Notwendige ist: Ihr müßt euch sehen lernen, wie ihr in Wahrheit seid, müßt die Visiere auf tun und die Masken ab, damit ihr euch demütig und furchtlos in dem Spiegel betrachtet,

den ich euch vorhalte — er gibt kein Zerrbild und er schmeichelt nicht. Um die Wunde zu heilen, muß zuerst die Binde herunter, auch wenn es zunächst um so weher tut.“

Noch mehr Demut als zum Eingeständnis vor sich selbst wird verlangt, um klar zu Tage liegende oder von der Kritik aufgedeckte Schäden dem Kritiker oder gar einer größeren Öffentlichkeit gegenüber offen zuzugeben und damit die Berechtigung der Kritik ehrlich anzuerkennen. Diese Demut bedeutet nicht, wie man nur zu gerne befürchtet, eine Selbstentwürdigung, sondern eine Tat der Befreiung und Überwindung des Bösen. Die *Civiltà* schreibt im Fall Papini (S. 376): „Ein Akt der Demut kann, auch wenn er durch eine hierarchisch nicht dazu autorisierte Persönlichkeit hervorgerufen wurde, für sich allein schon eine schöne Sühneleistung sein“, und zitiert im Anschluß daran mit Beifall den Satz aus Celestino-Papinis „Brief an die Priester“ (S. 35): „Das Eingeständnis der Wahrheit ist die kraftvollste Antwort auf die Übertreibungen der Anklage. Die Steine, mit denen wir selbst an unsere Brust klopfen, sind unseren Steinigern aus der Hand genommen.“

Mit diesem Wort ist aber auch schon einer zweiten Haltung der Boden bereitet, die man bewahren oder bewußt pflegen sollte, wo es sich um Kritik an der Kirche handelt. Wir meinen eine gewisse Sicherheit und Gelassenheit, mit der man auf katholischer Seite dem Thema Kritik im allgemeinen wie in Einzelfällen gegenüberstehen sollte. Es gibt unter den Katholiken nicht wenige, auch und gerade unter den besten, die — sei es aus Veranlagung, sei es durch Erziehung oder aus ehrlicher und persönlich vielleicht hochachtbarer Besorgnis um die Kirche heraus — jede Kritik an ihr, zumal in der Öffentlichkeit, mit einer Art ängstlichem Mißtrauen betrachten und als einen Angriff gegen ihr Heiligstes von vornherein unwillig ablehnen.

Nun gibt es gewiß Fälle von niederreißender Kritik, die eine klare katholische Antwort herausfordern, weil sie tatsächlich ans Innerste und Heiligste der Kirche greifen; aber selbst in diesen Fällen hat der Katholik keinen Grund, ängstlich für seine Kirche zu zittern. Sie ist ja durch Christi Willen wesentlich unzerstörbar und hat den Nachweis ihrer Unüberwindlichkeit durch die zwei Jahrtausende ihrer bisherigen Geschichte in überwältigender Weise erbracht. Wir haben selbst vor etwa zwölf Jahren in einem Fall besonders niedriger und herausfordernder Art das Wort ergriffen und in einer äußerst gespannten Lage die öffentlich gegen die Kirche gerichteten Übergriffe in aller Öffentlichkeit und mit allem Nachdruck zurückgewiesen. Aber sogar in dieser von dunklen Wetterwolken verhangenen Lage konnten wir unsere Verteidigung, einzig aus dem Wissen des Katholiken um die Unzerstörbarkeit seiner Kirche heraus, mit Sätzen beschließen, die sich in der Zwischenzeit als vollkommen berechtigt erwiesen haben (vgl. diese Zeitschrift Bd. 129, S. 379f.): „Das ist die Ruhe der Kirche: Sie steht seit ihren zweitausend Jahren nicht auf Schwindel..., nicht auf Lug und Trug und Nebel und Nichts..., sondern sie steht auf urgewaltigen Tatsachen.... Was auf Nebel

steht, vergeht mit dem Nebel — und Nebel pflegen keine zwei Jahrtausende zu bleiben. Die Kirche aber steht heute wie je. Zwar hat man sie seit wenigstens vierhundert Jahren jedes Jahrhundert mindestens einmal allen Ernstes totgesagt — aber sie lebt. Die sie totsagten, sind ins Grab gestiegen — sie aber lebt. Denn sie ist auf Tatsachen gegründet, auf gottgesetzte Tatsachen. Und nicht die Mythen, sondern die Tatsachen allein sind ewig.“

Besteht also für den Katholiken nicht einmal bei offensichtlich feindseligen Angriffen gegen die Kirche ein Anlaß zu ängstlicher Unsicherheit, so noch viel weniger dann, wenn sich aus den Reihen der Gläubigen kritische Stimmen zu Schäden im kirchlichen Leben äußern. Wohl wiegt hier das Wort der Kritik in gewissem Sinn schwerer, eben weil es nicht von gegnerischer Seite, sondern aus den eigenen Reihen kommt, und darum wurden ja im ersten Teil unserer Darlegungen eine ganze Reihe von Sicherungen gefordert, die geeignet erscheinen, die Gefahren einer ungezügelter innerkatholischen Kritik zu bannen oder doch auf ein Mindestmaß zu beschränken. Wenn aber in dem oben geforderten Geist Kritik geübt wird, sollte sie auch im Geiste einer ruhigen, weitherzigen Gelassenheit aufgenommen und ohne überängstliche Besorgnis angehört werden, nach dem Apostelwort (1 Thess. 5, 21): „Prüfet alles; was gut ist, behaltet!“

Es ist ja durchaus nicht so, als ob Kritik an sich in der Kirche Gottes etwas Unerhörtes wäre oder notwendig die gesunde Entwicklung ihres Lebens schädigen müßte. Man kann fast sagen, das Gegenteil ist der Fall. Schon die erste Geschichte der noch jungen Kirche zeigt, daß wichtige innerkirchliche Fortschritte sich kaum je ohne vorausgehende oder begleitende, oft sehr heftige kritische Auseinandersetzungen vollzogen: so die Einrichtung eines eigenen Diakonats neben dem Apostolat (Apg 6), so die Erweiterung der jungen, auf die Juden beschränkten Gemeinde zur Heidenkirche (Apg 11), so die Befreiung der Heidenchristen von der Last jüdischer Gesetzesfrömmigkeit durch das Apostelkonzil (Apg 15). Und so blieb es auch in der weiteren Geschichte der Kirche. Nicht diejenigen Zeiten waren für die Kirche die schlimmsten, wo eine lebendige Bewegung der Geister, wenn auch vielleicht in scharfen Kämpfen, um die Erneuerung des kirchlichen Lebens rang, sondern jene Epochen, wo man — wie etwa beim Ausgang des Mittelalters — dem zunehmenden Verderben entweder überhaupt kaum mehr eine wirksame Kritik entgegenstellte, weil man sich im Gefühl der Ohnmacht von den Dingen einfach treiben ließ, oder aber eine ernstgemeinte Kritik mit frivoler Leichtfertigkeit in Laienkreisen weithin auch noch lächerlich zu machen suchte — bis dann die lang angestaute Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen in der maßlosen Kritik des Reformationszeitalters alle Dämme durchbrach.

Kritik hat also durchaus ihren Wert und ihre Berechtigung, und schon dieser Gedanke allein sollte davon abhalten, sie aus einer überängstlichen Haltung heraus möglichst zu verhindern. Gewiß, sie kann mißbraucht werden, wie alles in menschlichen Dingen, aber Mißbrauch hebt den Wert ihres rechten Gebrauchs nicht auf. Wohin der Mangel an Kritik, auch und gerade der

öffentlichen Kritik, in einem Gemeinwesen führt, dafür hat das hinter uns liegende „Dritte Reich“ ein Schulbeispiel geliefert, das für lange Zeit ausreichen sollte. Man kann ruhig sagen: die grundsätzliche Unterdrückung jeder echten Kritik, von oben nach unten und von unten nach oben, war die eigentliche Ursache seines Ruins. Während man am Gegner die Splitter sah und mit oft barbarischer Strenge richtete, deckte man die immer größer werden den Balken im eigenen Auge mit allen Mitteln einer skrupellosen und raffinierten Parteiwirtschaft zu. Die Folge war nicht nur eine immer weitergreifende Korruption und Verantwortungslosigkeit, sondern auch das Anschwellen jener anonymen und Flüsterkritik, von der wir oben gesprochen haben. Möge es in der katholischen Kirche nie und nirgendwo dazu kommen, daß jemand, der ein echtes Anliegen auf dem Herzen hat, auch nur mit einem Schein von Recht sich entschuldigen kann, er habe zum Mittel der anonymen Kritik greifen müssen, weil ihm ein anderer Werg, seine Beschwerden vorzubringen, nicht offen gestanden habe. Dann lieber noch eine öffentliche Entgleisung der Kritik, die ebenso öffentlich zurechtgerückt werden kann, als das heimliche Weiterschwären eines Eiterherdes, bei dem von keiner Seite ein befreiender Eingriff erfolgt.

Aber ist es nicht doch ein unerquickliches Schauspiel, das dem Ansehen der Kirche vor denen, die „draußen sind“, schweren Eintrag tun kann? Wir glauben nicht, daß man diesem gewiß ehrlich gemeinten Bedenken allzu große Bedeutung beilegen müßte. Die Zeiten sind vorbei, wo man hoffen konnte, durch ein Vertuschungssystem wirkliche Schäden zu verdecken (klassischer Beweis dafür sind wiederum die Zustände und Vorgänge im „Dritten Reich“). Im Gegenteil, wo immer man gläubige Christen mit Ernst und Verantwortungsbewußtsein um die Reinerhaltung und Verwirklichung der Gedanken Christi in seiner Kirche ringen sieht, wird solches Bemühen heute nach Ausweis der Erfahrung von ernstgesinnten Menschen, gleichviel welchen Anschauungen sie im übrigen huldigen, auch ernst genommen werden — und um die Stimmen jener, denen es nur um Skandal um jeden Preis zu tun ist, braucht sich die Kirche nicht zu kümmern.

Übrigens gibt es ein Mittel, das auch im heißesten Kampf der Geister die Achtung der unbeteiligten Zuschauer bei diesem Kampf zu sichern vermag: vornehme Sachlichkeit und peinliche Gerechtigkeit gegenüber der Kritik — die dritte und letzte Voraussetzung, die wir nennen möchten. Je mehr es der Kritik, aber auch der von der Kritik betroffenen Gegenseite gelingt, das Persönliche in den Hintergrund zu stellen und nur die Sache, um die es geht, im Auge zu behalten, je mehr man aus dem ganzen Ton der Auseinandersetzung spüren kann, daß nicht Gereiztheit und der Wille, „Sieger zu sein“ (vgl. oben das Ambrosiuswort), das Gespräch führt, sondern Selbstbeherrschung und strenger Gerechtigkeitssinn, um so sicherer darf man hoffen, daß die strittigen Fragen geklärt und etwaige Schäden behoben werden, ohne dem Ansehen der Kirche nach innen und außen Abbruch zu tun.

Ein wacher Wille zur Gerechtigkeit ist auch deshalb notwendig, weil selbst eine nicht allseits zutreffende und gerecht abgewogene Kritik oft doch wenigstens in dem einen oder andern Punkt berechnete Anliegen anmeldet. Wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, Papini etwa in seinem Brief an die Ordensleute darüber klagt, daß die kirchlichen Orden in immer steigendem Maße in Schulbetrieb aller Art, vom Kindergarten bis zur Hochschule, aufgehen, nur um im Enderfolg eine Menge „kleiner Enzyklopädisten“ heranzubilden, während durch diese Entwicklung zum Schaden einer weitausgreifenden missionarischen Wirksamkeit der Kirche immer mehr Kräfte dem unmittelbar apostolischen Einsatz entzogen werden, so scheint doch bei aller Überspitzung des Gedankens dieser Punkt allein schon von solch schwerwiegender Bedeutung, daß sich die fähigsten und weitblickendsten Kirchenmänner einmal mit diesem Problem der „Verschulung der Kirche“ beschäftigen sollten, um zu untersuchen, was an dieser Klage berechtigt ist und wie dieser Gefahr wirksam begegnet werden kann.

Wir haben die wesentlichen Voraussetzungen genannt, die uns für eine gedeihliche Erörterung kirchlicher Belange von Wichtigkeit scheinen. Wir glauben in der Tat, daß Auseinandersetzungen über das kirchliche Leben, auf dieser Grundlage geführt, der Kirche nur zum Segen reichen können, zumal dann, wenn bei allen Beteiligten jene Liebe zur Kirche lebendig ist, von der wir gleich zu Beginn als der unerläßlichsten Voraussetzung alles fruchtbaren Wirkens zum Wohl der Kirche gesprochen haben. Wenn wir zum Schluß noch einmal Papini das Wort geben, so deshalb, weil gerade dieser Zug am Ende seiner Papstbriefe einen ebenso ergreifenden wie versöhnenden Ausdruck gefunden hat. Denn so läßt er den Papst seines Herzens seine oft so herben und stürmischen „Briefe an die Menschen“ beschließen: „Ich wünschte, ich könnte jedem von euch in die Augen schauen, jedem von euch die Hand drücken, jeden von euch an mich ziehen, damit ihr das Feuer fühltet, das mich verzehrt, den Schlag meines Herzens. Da aber ein solches Wunder einer nur zu menschlichen Kreatur, wie ich es bin, nicht gewährt wird, bitte ich euch um Verzeihung, wenn meine armen Worte euch kaum einen schwachen Abglanz jenes strahlenden Lichtes vermitteln konnten, das euch zu anderen Menschen machen möchte. — Papst Cölestin, Knecht der Knechte Gottes.“

„Zu anderen Menschen machen“, das war die Sehnsucht eines Apostels Paulus, wenn er an die Galater (4, 19) schrieb, er leide Geburtswehen um sie, seine lieben Kinder, bis daß Christus in ihnen Gestalt gewinne; das war das Ziel der großen Erneuerergestalten in der Kirche Gottes, auch wenn sie — wie Paulus im Galaterbrief — ihre Stimme warnend oder mahnend, beschwörend oder strafend im Eifer der Reform erhoben. Wenn es einer aus reinen Antrieben gespeisten Kritik einzig darum zu tun ist oder gar gelingt, uns „zu anderen Menschen zu machen“, zu immer besseren Christen und Gliedern der Kirche, dann sei sie uns jederzeit willkommen!